

Die „Freizeit“ von Arbeiterinnen

Zeitbudgets Wiener Arbeiterfamilien in den 1920er Jahren*

Dieter Langewiesche, geboren 1943 in Österreich; nach kaufmännischer Lehre und mehrjähriger Tätigkeit als kaufmännischer Angestellter in Essen Abitur auf dem Abendgymnasium in Gelsenkirchen; Studium der Geschichte, Politischen Wissenschaft und Germanistik in Heidelberg; Promotion und Habilitation in Würzburg; seit 1978 Professor für Neuere Geschichte an der Universität Hamburg.

Die Hoffnungen der Reformen

Die Trennung von Arbeit und „Freizeit“ hat sich erst im vorigen Jahrhundert in dem strikten Maße durchgesetzt, das den meisten Menschen der heutigen Industriestaaten als selbstverständlich und „natürlich“ erscheinen mag. Im Zuge der Industrialisierung löste sich aber nicht nur die zuvor so enge Verbindung von Arbeit und Geselligkeit, von Arbeit und freier Zeit auf, es entstanden auch neue Bindungen, die sich auf die „Freizeit“ ebenso erstreckten wie auf das Arbeitsleben. Die Entwicklung der sozialistischen Arbeiterbewegung ist ein Beispiel für diesen Prozeß, in dem sich der Lebensrhythmus des Menschen grundlegend wandelte. Denn die Arbeiterbewegung beschränkte ihr Wirkungsfeld nie auf politische und gewerkschaftliche Zielsetzungen, sondern sie verstand sich stets als eine Kulturbewegung, die die gesamte Lebensweise des Menschen verändern wollte. So entstand schon im ausgehenden 19. Jahrhundert ein breites sozialistisches Vereinswesen, das die Mitglieder und ihre Familien auch außerhalb des Berufslebens erfaßte. Dieses sozialistische „Betreuungsangebot“ reichte von der Kinderkrippe bis zur Sterbekasse, von geselligen Ausflügen bis zu kontinuierlich arbeitenden Organisationen wie Sportklubs, Konsumvereinen, Mietervereinigungen oder Erwachsenenbildungseinrichtungen. Die sozialistische Arbeiterbewegung hatte sich also über die politische und gewerkschaftliche Interessenorganisation zur „Freizeitagentur“ entwickelt, die aber keine weltanschaulich konturlose Zerstreung bieten, sondern die sozialistische Kampforganisation zur sozialistischen „Lebensgemeinschaft“ erweitern wollte.

In welchem Ausmaß dieses Ziel erreicht werden konnte, ist bislang nur ganz dürftig erforscht. Mehr als einige Andeutungen können auch hier am Beispiel Wiens der 1920er Jahre nicht gegeben werden. Wien bietet sich aus mehreren Gründen für

* Überarbeitete Fassung des Kapitels III. 1 meiner Studie: Zur Freizeit des Arbeiters. Bildungsbestrebungen und Freizeitgestaltung österreichischer Arbeiter im Kaiserreich und in der Ersten Republik (Industrielle Welt, Band 29), Stuttgart, Klett-Cotta, 1980.

eine solche Untersuchung an: Die Sozialdemokraten bauten in diesem Bundesland von der Revolution 1918/19 bis zur Zerschlagung der Ersten Republik durch den autoritären Ständestaat im Jahre 1934 ihre politische Führung von Wahl zu Wahl aus, so daß für eine sozialistische Reformpolitik in Wien bessere Voraussetzungen bestanden als in anderen Teilen Österreichs und auch als in Deutschland. So verringerten etwa Schulreformen die Bildungsbarrieren für Kinder aus unterbürgerlichen Schichten, ein Erwachsenenbildungswesen wurde aufgebaut, das in Europa führend war, Kindergärten und Kinderhorte entstanden, und ein kommunales Bauprogramm schuf große Wohnanlagen, die bis heute nicht ihren Reiz verloren haben. Diese unbestreitbaren Erfolge der Wiener Sozialisten trugen dazu bei, daß sozialistische Politiker die Erfüllung ihrer Vision vom „Neuen Menschen“¹ bereits in greifbare Nähe gerückt sahen. Wie begrenzt aber der Wandel menschlicher Verhaltensmuster immer noch geblieben war, wird deutlich, wenn man die Aufgabenverteilung innerhalb Wiener Arbeiterfamilien untersucht. Mehrere demoskopische Erhebungen, die in den 1920er Jahren durchgeführt wurden, belegen nämlich, in welchem erheblichem Ausmaß die „Freizeit“ der verheirateten Frau im Vergleich zu den Möglichkeiten der übrigen Familienmitglieder beschränkt blieb.

Der Alltag von Arbeiterinnen

1927 ermittelte eine Lehrerin in einem Wiener Arbeiterviertel mit Hilfe von Schüleraufsätzen, wie die Familien der Schülerinnen einen bestimmten Wochenabend verbracht hatten². Die Aufsätze zeigten eindringlich, wie sehr die überlieferte geschlechtstypische Rollenverteilung innerhalb der Arbeiterfamilien ihre verhaltensprägende Kraft bewahrt hatte. Fast 80% der Mütter verbrachten den Abend mit Hausarbeiten, an denen sich ihre Ehemänner nicht beteiligten. Auch die älteren, schon berufstätigen Geschwister rührten keine Hausarbeit an, während die Schülerinnen kräftig eingespannt wurden. Etwa ein Drittel der Mädchen versäumte an den Waschtagen, die alle zwei oder drei Wochen stattfanden, den Schulunterricht, weil sie mithelfen oder jüngere Geschwister beaufsichtigen mußten.

Hausarbeit, so lehren diese Schülerinnenaufsätze, überließ man in Arbeiterfamilien den nichtberufstätigen Familienmitgliedern und den Müttern, und zwar auch dann, wenn diese einen außerhäuslichen Beruf ausübten (17%). Das politische Bekenntnis von Eltern zur Sozialdemokratie hatte offensichtlich diese emanzipationswidrigen Lebensgewohnheiten nicht verändert, denn eine größere Zahl von Eltern waren Sozialdemokraten, und einige Väter waren Funktionäre der sozialdemokratischen Partei.

In einem Teil der Familien nahmen die Mütter zur Aufbesserung des Familieneinkommens gelegentlich Heimarbeiten an. Das beschnitt die karge Freizeit der

1 Max Adler: Neue Menschen. Gedanken über sozialistische Erziehung, Berlin 1926.

2 Margarete Rada: Das reife Proletariermädchen. Ein Beitrag zur Umweltforschung, Wien-Leipzig 1911.

verheirateten Arbeiterfrauen noch zusätzlich und brachte auch den Kindern weitere Belastungen, die bei der Fertigung oder beim Austragen mithelfen mußten. Auch die Wiener Kammer für Arbeiter und Angestellte ermittelte 1927 als den „Typus der Wiener Heimarbeiterin [. . .] die mehr als 30 Jahre alte, verheiratete Frau und Familienmutter, die neben der Heimarbeit noch Haushalts- und Mutterpflichten zu erfüllen hat“³. Etwa 80% der Arbeiterinnen verbrachte an den Wochentagen die Abende mit häuslichen Arbeiten. Am schlechtesten schnitten die verheirateten Frauen ab, während die unverheirateten über erheblich mehr freie Zeit verfügten.

Der Alltag der berufstätigen Arbeiterfrauen - sie stellten Mitte 1931 über ein Drittel der krankenversicherungspflichtigen Arbeiter in Wiener Industriebetrieben - war so arbeitsintensiv, daß ihm nur mit Mühe Gelegenheiten für Freizeitaktivitäten abgerungen werden konnte. Aus der erwähnten Erhebung der Wiener Kammer läßt sich folgender typische Verlauf eines Wochentags von Industriearbeiterinnen rekonstruieren⁴: Etwa 88% der Befragten standen morgens zwischen 5 und 6 Uhr auf. Für rund 83% der Verheirateten bzw. 57% der Ledigen begann dann sofort die Hausarbeit. Fast ein Drittel der Ehefrauen kochte in den Morgenstunden bereits das Mittagessen für die Familie vor, denn mehr als drei Viertel der Frauen blieben in der Mittagspause in der Fabrik. Die Fabrikarbeit begann für die meisten zwischen 7 und 8 Uhr und endete zwischen 16 und 18 Uhr. Rechnet man zu der reinen Arbeitszeit die Pausen und Wegzeiten hinzu, so erhält man eine berufsbedingte Zeitbelastung, die montags bis freitags im Durchschnitt 11 bis 12 Stunden betrug. Dauerte der Weg zur Arbeitsstätte nicht länger als eine halbe Stunde, so gingen die Frauen in der Regel zu Fuß, um das Geld für die Straßenbahn zu sparen, um Einkäufe zu machen und wohl auch, um noch etwas auszuspannen, bevor für sie der „zweite“ Arbeitstag zu Hause begann.

Dieser „zweite“ Arbeitstag verlief für die verheiratete Arbeiterin noch arbeitsaufwendiger als für die ledige Arbeiterin. Von den Ledigen konnten sich immerhin knapp 29% wochentags nach der Berufstätigkeit frei beschäftigen. Unter den berufstätigen Ehefrauen gelang dies nicht einmal 10%. Den größten Anteil dieses knappen Freiraums füllten die Tätigkeiten „im Freien“: bei den Ehefrauen bedeutete dies in den Sommermonaten meist eine Verlagerung von familiären Aufgaben (Näharbeiten, Kinder hüten u. ä.) ins Freie. Der Bereich frei ausgefüllter Freizeit war also noch geringer.

Der Samstagnachmittag, an dem die meisten der Wiener Industriearbeiterinnen keine Berufsarbeit leisten mußten, brachte den berufstätigen Frauen nur eine Fort-

3 Käthe Leichter: *Wie leben Wiener Heimarbeiter? Eine Erhebung über die Arbeits- und Lebensverhältnisse von tausend Wiener Heimarbeitern*, Wien 1928.

4 Alle folgenden Angaben beruhen auf den genauen Zahlen, die in der Tabelle 95 meiner Studie „Zur Freizeit des Arbeiters“, S. 336-337, zusammengestellt sind. Diese Tabelle unterscheidet für ledige und verheiratete Arbeiterfrauen das Zeitbudget nach: Abendliche Tätigkeiten, Mithilfe bei der Hausarbeit, Tätigkeiten am Wochenende, Urlaub, Unterhaltung und Bildung, aktive Sporttätigkeiten.

setzung der arbeitsreichen Wochentage. Lediglich der Sonntag bot diesen Arbeiterinnen in breiterem Maße Möglichkeiten zur selbstbestimmten Erholung. Auch hier schnitten die Ledigen erheblich besser ab als die Verheirateten. Die unverheirateten Frauen waren dadurch entlastet, daß sie überwiegend noch bei den Eltern wohnten, so daß die Mütter den Hauptteil der Haushaltsführung übernahmen. Familien- und Nachbarschaftshilfe gab es allerdings auch unter den Lebensbedingungen der Großstadt noch immer: „*Heinzelmännchen des Proletarierhaushalts*: die Großmutter, die Nachbarin, die Zimmerfrau, die Tochter, die selbst noch in die Schule geht, und, sicher auch in stärkerem Maße als dies früher der Fall war, auch Männer und Söhne“⁵. 61% der berufstätigen Ehefrauen mußten jedoch auf solche Helfer völlig verzichten; bei den ledigen Arbeiterinnen nur ein Drittel. Der verheiratete Arbeiter beteiligte sich in aller Regel auch dann nicht an der Hausarbeit, wenn seine Frau voll berufstätig war. 527 der befragten Arbeiterinnen lebten mit ihren Ehemännern bzw. mit einem Lebensgefährten zusammen, von denen jedoch nur 80 (15,2%) bei der Hausarbeit mithalfen. Die Lage der Frauen wurde noch dadurch verschärft, daß 1931 40% der verheirateten Arbeiterinnen (211 Personen) ausschließlich oder überwiegend den Familienunterhalt finanzierten, da ihre Ehemänner arbeitslos waren.

Für die Arbeiter fehlen analog zeitgenössische Befragungen. Deshalb lassen sich keine ähnlich detaillierten Zeitbudgets erstellen wie für die am stärksten benachteiligte Bevölkerungsgruppe: die Frauen. Doch aus der übergroßen familiären Arbeitsbelastung der Frauen kann eine entsprechende Entlastung der Männer in diesem Bereich erschlossen werden. Die Ermittlungen der erwähnten Wiener Lehrerin bestätigen dies, denn 56% der Väter in den untersuchten Familien verbrachten den wochentäglichen Feierabend mit Freizeitbeschäftigungen (Lektüre, Radio, Spiel) innerhalb der Familie, und weitere 38% waren außer Haus. In welchem Umfang diese außerhäusliche Tätigkeit berufsbedingt war, läßt sich allerdings nicht feststellen. Immerhin: Selbst am Sonntagnachmittag, der freizeitintensivsten Spanne im Alltag der Arbeiter, übten prozentual weniger verheiratete Arbeiterinnen Freizeitaktivitäten aus als ihre Ehemänner am Abend eines Wochentags. Die Industriearbeiter erweiterten ihre außerberuflichen Freiräume auf Kosten ihrer Ehefrauen, die zum großen Teil den Familienunterhalt mitverdienten, die Arbeitslast innerhalb der Familie jedoch nahezu allein trugen.

Die befragten verheirateten Arbeiterinnen erkannten zwar ihre Benachteiligung, doch sie versuchten offensichtlich nicht, das Verhalten ihrer Familienmitglieder zu beeinflussen, um einen innerfamiliären Ausgleich zu erreichen. Eine vierzigjährige Arbeiterin bat zwar die Demoskopen, „mitzuhelfen, die Männer anzusporren, den arbeitenden Frauen im Haushalt beizustehen. Der kleinste Dienst bedeutet eine Hilfe“. Doch das scheint ein eigens erwähnter Einzelfall gewesen zu sein.

⁵ K. Leichter: So leben wir . . . 1320 Industriearbeiterinnen berichten über ihr Leben, Wien 1932, S. 83.

Erwartungen und Verhaltensmuster in Arbeiterfamilien

Die Einstellung der Frauen zu Beruf und Familie bestand aus einem Gemisch von illusionsloser Einsicht in die eigene Lebenslage und von traditionellen Verhaltensmustern, die Veränderungen erschwerten. Fast alle verheirateten Arbeiterinnen wollten die Berufsarbeit aufgeben, wenn der Ehemann die Familie ernähren könnte. Mehr als die Hälfte dieser Frauen glaubten jedoch, daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen würde. Je älter die Arbeiterinnen waren, desto verhaßter wurde ihnen die Berufsarbeit, desto klarer erkannten sie jedoch auch, daß die Doppelbelastung von Beruf und Familie ihr Lebensschicksal bleiben würde. Um ihren Haushalt rationeller betreiben zu können, wünschten sich die Frauen vor allem eine angemessenere Wohnungsausstattung. Knapp 18% der befragten Arbeiterinnen verfügten weder über elektrisches Licht noch Gas, noch Wasser in ihrer Wohnung; genauso viele besaßen alle drei Einrichtungen. Nur ein Fünftel hatte eine Wasserleitung in der Wohnung, etwa die Hälfte einen Gasanschluß und knapp ein Drittel elektrisches Licht. „Noch brennen Petroleumlampen und Kerzen, noch muß täglich der Herd angeheizt, das Wasser immer wieder vom Stiegenhaus geholt werden⁶.“ Als Inbegriff allen Wohnkomforts galt den Arbeiterinnen eine Wiener Gemeindewohnung mit fließendem Wasser, Licht und Gas. Nur 10% der Befragten wohnten jedoch in einer solchen Gemeindewohnung.

Obleich die Frauen viele der erwünschten Haushaltserleichterungen nicht bezahlen konnten, lehnte doch eine größere Zahl der Arbeiterinnen die Benutzung von Gemeinschaftseinrichtungen wie Zentralwaschküchen und Zentralküchen ab. Vor allem gegen Zentralküchen brachten viele Frauen Einwände vor: zu teuer, „Zwangseinrichtung“, unpersönlich. Etliche lehnten Gemeinschaftseinrichtungen ab, weil sie die Hausarbeit als individuellen Ausgleich gegenüber der unpersönlichen Fabrikarbeit empfanden. Die Wünsche der meisten Arbeiterinnen zielten deshalb auf individuelle, nicht auf kollektive Arbeitserleichterungen im Haushalt.

Obleich die Arbeiterinnen unter der Doppelbelastung von Beruf und Haushalt litten, nutzten nur ein Fünftel der Frauen mit Kindern im Alter bis zu 14 Jahren die städtischen Kindergarten- und Kinderhorteinrichtungen. Die Wiener Sozialdemokratie sorgte in den 1920er Jahren für einen zügigen Ausbau dieser Einrichtungen, wobei Arbeiterviertel am stärksten berücksichtigt und die Gebühren niedrig gehalten wurden. Kinder von berufstätigen Müttern erhielten zudem bevorzugt einen Kindergarten- oder Hortplatz. Daß trotzdem nur so wenige der befragten Arbeiterinnen von den städtischen Angeboten Gebrauch machten, hatte im einzelnen sehr unterschiedliche Gründe. Als Hauptmotiv überwog bei den meisten der Arbeiterfamilien die Einstellung, diese kommunalen Einrichtungen nur als notwendiges Übel in Anspruch zu nehmen, wenn eine Beaufsichtigung der Kinder in der Familie selbst nicht möglich sein sollte. Denn den meisten der Befragten galten Kindergarten und

⁶ Ebd., S. 84.

Hort nicht als Stätten einer wünschenswerten Gemeinschaftserziehung, sondern als bloße Beaufsichtigungsstätten. Fast drei Viertel der Arbeiterinnen waren zwar freigewerkschaftlich und über die Hälfte in der Sozialdemokratie organisiert, doch das Werben der Sozialdemokratie für eine gemeinschaftliche Erziehung der Kinder in Kollektivseinrichtungen hatte offensichtlich die Einstellungsmuster dieser Sozialistinnen noch nicht nachhaltig verändert. Die „vielen kleinen Vorurteile, die auch im Proletarierhaushalt den neuen Gemeinschaftseinrichtungen entgegengebracht“⁷ wurden, hielten sich im familiären Bereich besonders hartnäckig. Kindererziehung wollten auch diejenigen Arbeiterinnen, die in der Arbeiterbewegung aktiv waren, überwiegend auf die Familie selbst beschränken, und zwar selbst dann, wenn die Voraussetzungen für eine intensivere Beschäftigung mit den Kindern nicht oder nur sehr mangelhaft gegeben waren. Viele Kinder bis zu 14 Jahren blieben in den untersuchten Wiener Arbeiterfamilien tagsüber gänzlich ohne Betreuung durch Erwachsene.

Die skizzierten Verhaltensmuster in Arbeiterfamilien schränkten die Freizeitbudgets von Arbeitern über das notwendige Maß hinaus ein. Die Familiengröße hatten die untersuchten Arbeiterfamilien ihren Lebensverhältnissen jedoch schon angepaßt. Denn über zwei Drittel der Familien zog nur ein Kind auf. Die Ein-Kind-Familie hatte sich bei den jüngeren Arbeitern weitgehend durchgesetzt, während bei den älteren noch die Familien mit mehreren Kindern überwogen. In den Altersjahren bis zu 45 Jahren dominierten die Familien mit nur einem Kind eindeutig. Die rationale Familienplanung ging jedoch mit einer Form des Familienlebens einher, das noch an traditionellen, geschlechtstypischen Rollenbildern orientiert war, einzelne Familienmitglieder einseitig mit Arbeitslast überbürdete und arbeits-erleichternde Gemeinschaftsangebote nicht oder nur ungenügend ausnutzte.

Was taten Arbeiterfamilien nach der Arbeit?

Angesichts der vielfältigen Belastungen gelang es verheirateten Arbeiterinnen meist nur am Sonntag, mehrere Stunden lang auszuspannen. Von den 49% der verheirateten Arbeiterinnen, die am Sonntagnachmittag ihre Wohnung verließen, blieb etwa ein Fünftel in Wien, während ein gleich großer Teil sich in der Umgebung der Stadt erholte. Etwa 9% benutzten die sonntäglichen Sommertage zu Badeausflügen. Ein Hauptanziehungspunkt war das Wiener Arbeiterstrandbad, das 1931 von knapp 97 000 Erwachsenen besucht wurde, hinzu kamen 8000 Kinder, die freien Eintritt hatten. Auch die Stadt Wien baute neue Strandbäder und erweiterte die bestehenden, so daß die Zahl der Besucher zwischen 1923 und 1931 auf 1,78 Millionen verdoppelt werden konnte.

„Nicht umsonst ist in der Arbeiterpresse den Proletarierfrauen seit Jahren gesagt worden, daß sie sich den freien Sonntag erkämpfen sollen, nicht umsonst sind ihnen

⁷ Ebd., S. 95.

praktische Winke gegeben worden, wie sie vorkochen, billigen Tagesproviand herrichten können⁸."

Die sozialistische Naturfreundebewegung, die von Wien ihren Ausgang nahm, hatte ebenfalls dazu beigetragen, die Arbeiter zur Entspannung und Erholung in der Natur anzuregen. 1929 gehörten der Wiener Sektion, die etwa drei Viertel der österreichischen Mitglieder stellte, ca. 63 000 Personen an. Das entsprach fast einem Viertel des Mitgliederstandes der Wiener Sozialdemokratie. Wandern und Schwimmen standen auch bei den Arbeiterinnen an der Spitze der Sportarten; Unterhaltungsveranstaltungen und Tanzabende spielten dagegen nur eine geringe Rolle. Selbst die ledigen Frauen räumten diesen Vergnügungen nur einen kleinen Teil ihrer Freizeit ein, und sie nahmen generell im Freizeitleben der Arbeiterinnen einen geringeren Raum ein als Konzert- und vor allem Theaterbesuche. Die Kulturarbeit der sozialistischen Arbeiterbewegung dürfte zu dieser niveauvollen Auswahl von Unterhaltungsveranstaltungen durch die Wiener Arbeiterinnen erheblich beigetragen haben. Selbst die Teilnahme an relativ arbeits- und zeitaufwendigen Bildungsveranstaltungen übertraf an Umfang noch den Besuch von Unterhaltungs- und Tanzabenden.

An der Spitze stand - abgesehen vom Rundfunk - allerdings das Kino. Etwa die Hälfte der Ledigen und knapp 28% der Verheirateten gingen ab und zu in ein Kino. Daß die beiden Spitzenreiter der Unterhaltungsbranche, Film und Theater, nicht noch größere Anteile im Freizeitleben der Arbeiterschaft umfaßten, hatte vor allem finanzielle Gründe. Einige charakteristische Äußerungen von Arbeiterinnen sollen das verdeutlichen⁹: „War schon vier Jahre in keinem Theater, Konzert oder Kino. Möchte aber wenigstens alle drei Monate einmal wo hingehen können!" Eine 22jährige gelernte Schneiderin, die in ihrem Beruf keine Arbeit fand und deshalb eine Stelle als Juteweberin angenommen hatte, ging nie zu Tanzabenden oder sonstigen Unterhaltungen, besuchte aber ein- bis zweimal im Jahr ein Konzert und eine Veranstaltung der Urania. Sie war in der Sozialdemokratie und gewerkschaftlich organisiert, nahm auch an "deren Versammlungen und an Arbeiterbildungsveranstaltungen teil. Als ihre größten Wünsche nannte sie, „einmal im Leben [. . .] in die Oper gehen", und Besitz von Ski oder eines Paddelboots. Doch dies „bleibt ein frommer Wunsch schon fünf Jahre lang".

Familien, in denen einer der Verdiener arbeitslos war, konnten nur durch rigorose Sparsamkeit ihr Leben fristen. Kulturelle Askese gehörte bei ihnen zur Voraussetzung fürs Überleben. Eine 37jährige Textilarbeiterin z. B., die mit einem arbeitslosen Dreher verheiratet war, schrieb: „Sie werden es vielleicht nicht für möglich halten, daß ich, seit mein Mann arbeitslos ist, kein Vergnügen, keine Veranstaltung usw. besucht habe, und doch ist es so. Jedes Vergnügen, und wäre es

⁸ Ebd.,S. 111.

⁹ Ebd. Zitate S. 114,132, 114,135 f.

das kleinste, kostet Geld. Lieber verzichte ich auf alles, bevor ich mich in Schulden stürze. Wann würde ich jemals zahlen können? Die Aussicht auf Arbeit meines Mannes ist aussichtslos. Und mein Leben?" Eine andere Textilarbeiterin, 22 Jahre alt, in der Sozialdemokratie und in der Gewerkschaft organisiert, lebte mit ihrem seit anderthalb Jahren arbeitslosen Mann und dem 4jährigen Kind bei ihrer Mutter, die in ihre Wohnung, die aus Zimmer, Kabinett und Küche bestand, zusätzlich noch den ebenfalls arbeitslosen Bruder aufgenommen hatte. Diese Arbeiterin - sie verdiente 29,28 Schilling in der Woche, ihr Mann erhielt 17 Schilling Arbeitslosenunterstützung - schrieb verzweifelt: „Mein Mann und ich, wir sind schon halb wahnsinnig, denn er ist schon seit anderthalb Jahren arbeitslos, und die Schulden häufen sich nur so, und man hat keine Hoffnung auf Besserung. Sie können es mir glauben; es ist etwas Furchtbares zu wissen: heute haben wir noch zu leben, aber morgen, was dann? Es saust mir um die Ohren, und ich fühle, wie wir sinken, unendlich tief sinken.“

Nicht alle Arbeitslosen verzichteten auf kulturelle Veranstaltungen, zumal Volks- und Arbeiterbildungseinrichtungen für Arbeitslose speziell Veranstaltungen oder Vergünstigungen anboten. Solche Angebote werden jedoch nur diejenigen wahrgenommen haben, die sich zuvor schon beteiligt hatten. Gab es keine Ermäßigungen oder kostenlosen Eintritt, mußte in der Regel auf eine Teilnahme verzichtet werden. Selbst das Fahrgeld für die Straßenbahn war dann ein Luxus, den auch die beschäftigten Arbeiter zum Teil zu vermeiden suchten. Arbeitslose erhielten allerdings seit 1931 Freifahrtscheine für die Straßenbahn, wenn sie bestimmte Bildungsveranstaltungen besuchten, zu denen sie kostenlos Zutritt hatten. Dies war jedoch ein einseitig ausgewähltes Freizeitangebot, das nur einer beschränkten Zahl von Arbeitslosen zusagte.

Einen gewissen Anreiz für Arbeitslose und generell für Einkommensschwache boten auch die Kinos, die in den neuen Wiener Gemeindehäusern eingerichtet wurden und geringere Eintrittspreise als die gewerblich betriebenen Kinos verlangten. Die Beobachtung der erwähnten Wiener Lehrerin ergaben, daß die Einrichtung eines Kinos in den Gemeindehäusern ihres Bezirks den Kinobesuch der Arbeiterkinder erheblich steigerte, zumal auch besondere Kinder- und Schülervorführungen zum Programm gehörten. Fast ein Drittel der Schulkinder ging im Beobachtungszeitraum von drei Monaten regelmäßig ein- bis zweimal in der Woche ins Kino. Der Besuch von Abendvorführungen war Kindern zwar polizeilich verboten, fand aber doch ebenfalls recht häufig statt. Nur vier dieser 90 Schulkinder kamen häufiger ins Theater, da ihre Väter als sozialdemokratische Funktionäre Karten durch die sozialistische Kunststelle erhielten.

In der Nachkriegsära begann in den Arbeiterfamilien das Radio die kostspieligen Unterhaltungsmöglichkeiten teilweise zu ersetzen. Etliche der 1931 befragten Wiener Arbeiterinnen gaben ausdrücklich an, daß der Besuch von Konzerten oder

Theateraufführungen nicht nötig sei, da sie Radio hörten. 36,1% dieser Arbeiterinnen bzw. ihre Familien besaßen einen Radioapparat. Dieser Wert lag etwas unter dem Anteil der Wiener Familien- und Einzelhaushalte, der 1931 über ein Radio verfügte. In den Provinzen blieb die Verbreitungsquote erheblich unter dem in Wien erreichten Stand; die Provinzen holten jedoch auf. Obgleich sich 1931 auch in der Hauptstadt rund zwei Drittel der untersuchten Arbeiterhaushalte noch kein Radio hielten, war es doch in wenigen Jahren das am häufigsten benutzte Unterhaltungsmedium geworden. Es lag im Freizeitbudget von Arbeitern noch vor dem Film.

Alkoholismus als „Freizeitbeschäftigung“ tauchte in den zitierten Erhebungen der Nachkriegszeit allenfalls noch als Randproblem auf. Mit der Verbesserung der materiellen und kulturellen Lebenslage ging der zuvor in der Arbeiterschaft stark verbreitete Alkoholismus erheblich zurück. Die Arbeiterbewegung unterstützte dies durch intensive Aufklärung. Der sozialistisch orientierte Arbeiter-Abstinentenbund Österreichs blieb zwar stets eine mitgliederschwache Bewegung, doch er übte eine umfangreiche Öffentlichkeitsarbeit aus. Er fand für seine Forderungen auch Unterstützung in der sozialistischen Presse und bei vielen mitgliederstarken Organisationen, wie den Arbeitersportvereinen, den Naturfreunden oder dem Verein „Freie Schule-Kinderfreunde“. Auch die Genossenschaftssiedlungsbewegung konnte gewonnen werden. 1924 wurde im Genossenschaftshaus einer Wiener Siedlung (Rosenhügel) die erste alkoholfreie Gaststätte des österreichischen Arbeiter-Abstinentenbundes eröffnet; weitere folgten.

Kommunale Einrichtungen des „roten Wien“ kamen ebenfalls den Forderungen der Abstinenten entgegen. Als im Juli 1926 das erste österreichische Arbeiter-Turn- und Sport-Fest in Wien stattfand, warben die preiswerten Gaststätten der Wiener Öffentlichen Küchen-Betriebsgesellschaft bei Teilnehmern und Besuchern mit folgendem Inserat: „Kein Trinkgeld! Gedeckte Tische! Kein Alkohol!“¹⁰ Und der Veranstaltungskatalog schärfte als eine von mehreren Benimmregeln den Besuchern ein: „*Betrinke dich nicht!* Du schändest sonst unser Fest und die gesamte Arbeiterbewegung.“

Das Engagement in der Arbeiterbewegung

Einen Teil der zur Verfügung stehenden Freizeit verbrachten die organisierten Arbeiter in ihren Vereinen. Die erwähnte Wiener Lehrerin begründete mit dem intensiven Vereinsleben der Familienväter und auch der Mütter, daß sich die von ihr untersuchten Familien an Wochenabenden nur höchst selten einer gemeinsamen Tätigkeit widmeten. Sie glaubte, einen „starken Riß“ im Familienleben aufgrund von Vereinsaktivitäten festzustellen. „Kaum hat der Vater während der Stunde, die er nach der Arbeit zu Hause verbringt, sein Essen verzehrt, seine Arbeitskleider abgelegt, geht er schon wieder fort zur Organisationsarbeit, in den Verein. Es gibt

¹⁰ Erstes österreichisches Arbeiter-Turn- und Sportfest zu Wien, 1926, S. 8; folgendes Zitat S. 19.

Familienväter, ja auch Mütter, die jeden arbeitsfreien Abend im Dienste der Organisation verbringen, außerhalb des Hauses oder daheim für den Verein Schreibarbeiten machen¹¹." Dieses Bild von der Arbeiterfamilie, die unter dem Aktionismus sozialistischer Eltern seelisch verkümmert, scheint jedoch vornehmlich bestimmt gewesen zu sein vom illusionären Wunschbild einer „heilen“ Familie, das die Autorin hegte, in der Wirklichkeit aber nicht vorfand. Die Spannung zwischen Ideal und Realität lastete sie dem Vereinsengagement an. Es waren jedoch gerade die aktiven Sozialdemokraten, die - nach dem Bericht der Autorin - ihren Kindern überdurchschnittlich häufig Theaterkarten besorgten, wie auch generell die sozialistischen Vereine ihre Mitglieder zur intensiven Förderung ihrer Kinder anregten. Der Verein „Freie Schule-Kinderfreunde“ und ebenso der Touristenverein „Naturfreunde“, aber auch Arbeiter-Sportklubs und andere sozialistische Vereine veranstalteten häufig Feiern, Wanderungen und Urlaubsfahrten für Kinder.

Mit zunehmender Intensität von Sozialbeziehungen in außerfamiliären Lebensbereichen wird, wie sozialwissenschaftliche Studien belegen, generell die Fähigkeit gesteigert, intensivere Sozialbeziehungen einzugehen und die eigene Freizeit aktiv zu gestalten. Möglichkeiten hierzu bot die Arbeiterbewegung dem Arbeiter in besonders vielfältiger Weise. Von diesen Möglichkeiten machten in der Nachkriegszeit auch die Frauen in immer stärkerem Maße Gebrauch. 1913 stellten sie erst 12% aller sozialdemokratischen Mitglieder, 1931 bereits ein Drittel. In Wien organisierte die Sozialdemokratie 1931 etwa 20% der gesamten weiblichen Bevölkerung über 20 Jahre; bei den Männern schon über 40%. Im gleichen Jahr erfaßten Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften in Wien jeweils über ein Viertel aller Arbeiterinnen. Läßt man die schwer zu organisierenden weiblichen Beschäftigten in der Sparte Häusliche Dienste unberücksichtigt, so betrug der Organisationsgrad der Wiener Arbeiterinnen sogar etwa 40%.

Die von der Kammer für Arbeiter und Angestellte 1931 befragten Wiener Industriearbeiterinnen übertrafen den überdurchschnittlichen Organisationsgrad noch erheblich. Nur 7% gehörten keinem sozialistisch orientierten Verein, viele hingegen mehreren Organisationen zugleich an¹².

Die thematisch vielseitigeren Veranstaltungen der Sozialdemokratie zogen die organisierten Arbeiterinnen offensichtlich stärker an als gewerkschaftliche Veranstaltungen, an denen sie sich erheblich weniger beteiligten. Die Bereitschaft, den Organisationen Freizeit zu opfern, kam aber den Gewerkschaften in noch stärkerem Maße als der Sozialdemokratie zugute.

217 Arbeiterinnen, d.h. fast 17% aller befragten Arbeiterinnen, hatten 335 Funktionen in der sozialistischen Arbeiterbewegung inne. Viele dieser Funktionen erforderten einen regelmäßigen Zeitaufwand. 61 der Arbeiterinnen waren Betriebs-

11 Rada, S. 19.

12 Die Organisationszugehörigkeit und die Tätigkeiten der Arbeiterinnen sind detailliert aufgelistet in der Tabelle 97 meiner Studie „Zur Freizeit des Arbeiters“, S. 346-347.

räte, 99 gehörten den Ausschüssen verschiedener Organisationen an: Lokal- und Bezirkskomitees, Sektions- und Unterrichtsausschüsse, Elternräte, „Kinderfreunde“-Vorstände. 108 Arbeiterinnen kassierten regelmäßig die Vereinsbeiträge, und 67 trugen für politische, gewerkschaftliche und kulturelle Organisationen Zeitungen und Mitteilungsblätter aus. Für diese Aufgaben opferten vor allem die in ihrer Organisationstreue gefestigten, älteren Arbeiterinnen, die zudem überdurchschnittlich häufig Ehefrauen und Mütter waren, ihre berufsfreie Zeit.

Gerade die am stärksten mit Hausarbeit belasteten Frauen engagierten sich also am intensivsten in der Arbeiterbewegung, um für bessere Lebensverhältnisse, für einen kollektiven Aufstieg der Arbeiterschaft zu wirken. Der Wunsch nach einem erträglicheren Leben durchzog alle Antworten der befragten Wiener Arbeiterinnen. „Ein menschliches Hausen und Leben, das genug Verdienst schafft!“ erhoffte sich eine 50jährige Schneiderin von der Arbeiterbewegung. Nicht ein fernes Utopia, sondern konkrete Verbesserungen in der Gegenwart wurden angestrebt: vor allem Überwindung der ärgsten materiellen Not, die in vielen Familien infolge der hohen Arbeitslosigkeit zum Normalfall geworden war. „Meine Hoffnung ist“, so schrieb eine 34jährige Arbeiterin, „daß einmal die Zeit kommt, daß der Arbeiter auch einmal so leben kann, wie es einem Menschen gebührt, denn an diesem Leben hängt ja kein Freudenfunkel dran, immer nur Enthaltensamkeit und Unlust zum Leben. Der Mensch darf nicht verzagen und kämpfen um ein besseres Dasein, denn Einigkeit wird ja doch einmal zum Ziele führen.“ Für diese Hoffnung und für diesen Kampf setzten etwa 17% der befragten Wiener Industriearbeiterinnen Teile ihrer Freizeit ein.

Was wurde erreicht?

Es ist schwierig, aus diesen Lebensverhältnissen Wiener Arbeiterfamilien eine Bilanz der Erfolge und der Mißerfolge sozialistischer Politik im Wien der 1920er Jahre zu ziehen. Schon die Zeitgenossen schwankten in ihren Urteilen zwischen schroffer Verdammung des Erreichten und Schönfärberei. Um zu einer angemesseneren Einschätzung zu gelangen, sollte man trennen zwischen dem Verhalten in Politik, im Beruf und in der Öffentlichkeit auf der einen Seite und dem familiären Privatleben auf der anderen. Festhalten an emanzipationswidrigen Verhaltensmustern im Privatleben mußte Engagement für die Ziele der Arbeiterbewegung in Politik und Arbeitsleben nicht ausschließen, wie umgekehrt der Einsatz für die politisch-gesellschaftlichen Emanzipationsideale der sozialistischen Arbeiterbewegung keineswegs selbstverständlich analoge Veränderungen im Familienleben nach sich zog¹³.

13 Vgl. dazu die genaueren Hinweise bei Dieter Langewiesche: Politische Orientierung und soziales Verhalten. Familienleben und Wohnverhältnisse von Arbeitern im „roten“ Wien der Ersten Republik, in: Lutz Niethammer (Hg.), *Wohnen im Wandel*, Wuppertal 1979, S. 171 ff. Interessante Einblicke bietet Robert P. Neuman: *Geburtenkontrolle der Arbeiterklasse im Wilhelminischen Deutschland*, in: Dieter Langewiesche/Klaus Schönhoven (Hg.): *Arbeiter in Deutschland. Studien zur Lebensweise der Arbeiterschaft im Zeitalter der Industrialisierung*, Paderborn 1980.